

Die Heimat

Monatschrift für das deutsche Haus. // Blätter zur Vertiefung des Heimatgefühls.
Gleichzeitig Verbandsblatt der Arbeitsstelle der Bezirkbildungsausschüsse u. Büchereiräte Schlesiens.
Herausgegeben von der fachwissenschaftlichen Arbeitsstelle des deutschen schles. Landeslehrervereines.
Geleitet von Bruno Hanns Wittek.

4. Jahrgang.

Troppau, im Juni 1926.

Nummer 6.

Paul Wann:

Heimatspflege.

Die letzten fünf Jahrzehnte standen im Zeichen des wirtschaftlichen und technischen Aufschwunges. Die wirtschaftlichen Veränderungen und die riesenhaften technischen Fortschritte haben aber die Fortentwicklung der heimischen Eigenart nicht nur unterbrochen, sondern arg geschädigt. Mit feinem Sinne und kundiger Hand hatten unsere Voreltern Kulturgüter gesammelt und Schönheit hineingepflanzt, an der sich künftige Geschlechter erfreuen sollten. Doch es kam anders; unsere Städte verlieren immer mehr ihre heimatliche Eigenart und Merkwürdigkeit; schöne Straßen, liebliche Gäßchen, fein abgestimmte Plätze wurden durch unnötige, rücksichtslose Regulierungen und Erweiterungen entstellt, manches freundliche, behäbige Bürgerhaus mußte einem geschmacklosen, prozigen Neubau weichen, prächtige Gärten wurden durch Zinskafernen verbaut, mancher wundervolle alte Park niedergelegt und an seiner Stelle ein nichtsagender, moderner Stadtpark angepflanzt.

In die charakteristische ländliche Bauweise der Dörfer drang städtische Schablone ein; Alleen und Hecken wurden rasiert, bodenständige Pflanzen- und Tierarten gingen zugrunde, doch ein Reklameunfug sondergleichen wuchert in Stadt und Land, — alles Zeichen unserer Unkultur!

So ist viel Altes und Wertvolles teils aus Mißachtung der alten Ueberlieferung, teils aus Unkenntnis der geschichtlichen Baustile, zumeist aber aus Gewinnsucht und Großmannsucht der Zerstörung und Entstellung anheimgefallen. Die Kleinstadt will es der Großstadt gleich tun, doch den Erfolg schildert Gottfried Keller trefflich in seinem Heimat-
schutzgedicht:

„Die Rakeburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um;
Die Türme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerade, was traulich krumm.
Am Stadtbach wird ein Kai erbaut
Und einen Boulevard man schaut
Vom untern bis zum obern Tor. —
— — — So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an.“

Paul Schulze = Naumburg, der bekannte Kunstskenner, hat in seinem Werke „Kulturarbeiten“ dargelegt, wieviel Unheil die Modernisierungsbestrebungen, die Regulierungen, Renovierungen, Baumfällungen, das „Bessermachenwollen“ der letzten 50 Jahre in unserem Städtebau, in den Dörfern und Kolonien, in den Gärten, Parkanlagen und Friedhöfen angerichtet haben.

Auch unser kleines Schlesierland ist hiervon nicht verschont geblieben. Man könnte eine ganze Liste von Vorfällen und Mißgriffen zusammenstellen. Auf einige wichtigere Fälle aus der engeren Heimat sei jedoch hingewiesen, die — ohne irgend jemanden anzugreifen zu wollen — nur vom Standpunkte des Schönheitsgefühles und der Achtung alter Tradition aus beurteilt werden und die Notwendigkeit einer zielbewußten Heimatspflege darlegen sollen.

Troppau.

Bis zur Kongreßzeit war die Stadt mit einem Festungsgürtel von Wällen, Gräben, Toren und Türmen umgeben und bot, wie wir auf den alten Aquarellen des Baumeisters Biela im schlesischen Landesmuseum sehen, einen äußerst malerischen Anblick.

Auch Jägerndorf und Freudenthal besaßen Stadtmauern und Tore. Freiwaldau und Zuckmantel waren offene Städte.

Von 1820—1836 wurden die Troppauer Tore und Türme niedergedrückt und es ent-

stand durch Ausschütten und Gleichmachen der Wallgräben die Kioskanlage. Leider wurde etwas zu viel nivelliert; das Doktorbrünnel wurde verschüttet, die Teufelsbrücke verschwand, nur eine Schanze, der heutige Vogelberg, erinnert an die alte Stadtbefestigung.

Der Park wurde vor etwa hundert Jahren von dem Vater Bielas in der Art des französischen, beziehungsweise deutschen Schloßparkes der klassizistischen Zeit angelegt, mit geradlinigen Wegen, hohen Alleen, prachtvoller perspektivischer Wirkung, Rasenflächen, Bildwerken und runden Wasserbecken. In den 80-er Jahren wurde der Park durch unsinniges Stutzen der Bäume verstümmelt; viele Bäume sind seither erkrankt, verkümmert und die Hecken vermindert. Auf die Einheitlichkeit der Gesamtanlage hat die Opparegulierung keine Rücksicht genommen; die runden und viereckigen sog. „Rasenrundelle“ des rückwärtigen Parkes und viele hohe Bäume fielen und dem Terrain wurde ein neuer Plan mit krummlinigen Wegen aufgezwungen, ein sog. „englischer Park“, der nun mit der edlen, alten steiflinigen Anlage nicht harmoniert, auch der Obelisk wurde gestürzt.

Wollten wir eine Neuanlage schaffen, so werden wir den Typus des alten Schloßparkes nicht unbedingt als Vorbild nehmen, denn unsere modernen Bedürfnisse sind andere als vor hundert Jahren; wir verlangen heute nach Luft, Licht, Sonne, leuchtenden Farben und dem vielfältigen früher unbekanntem Pflanzenmaterial. Doch der alte Park verkörpert uns den Geist einer vergangenen Zeit und möge uns als Kulturdenkmal diesfalls erhalten bleiben!

Das Troppauer Rathaus trug bis zum Umbau in den 90er Jahren eine schlichte, schöne Renaissancefassade mit dem Armen-sündertürmchen und zeigt heute nur eine nüchterne gotische Front.

Der ehemalige Turm der Johanneskirche war ein zu dem kleinen Kirchenbau gut passendes, nettes Zwiebeltürmchen. Es wurde modernisiert, leider in keiner glücklichen Weise.

Die Dreifaltigkeitskirche im Park trug vor der Renovierung einen eigenartigen Turmhelm, eine breite offene Laterne, deren Form die Wiederverwendung verdient.

Das Palais Blücher, der schönste barocke Profanbau Troppaus, ist durch eine Menge kleiner Geschäftsläden entstellt.

Im Garten des Gasthofes „Zur Ente“, Saktarstraße, stand bis vor vier Jahren ein

Gartenhäuschen aus der Empirezeit, ein reizendes Gartentempelchen mit Glockendach und dorischem Säulenvorbau, wie wir weit und breit kein zweites hatten. Es war niemandem im Wege, bot unter den blühenden Bäumen ein entzückendes Bild, wurde aber niedergerissen, und heute ragen nur die beiden Säulen traurig in die Höhe! Es wäre die gelegentliche Wiederaufrichtung des Tempelchens, vielleicht an einem anderen Punkte in der Stadt, und die des Obeliskens im Stadtparke nur zu begrüßen.

Das Henneberg'sche Haus, Ecke der Sperr- und Löpfergasse, ein Renaissancebau mit geschichtlichen Erinnerungen, wird derzeit aus Verkehrsrücksichten demoliert. Hiezu sei die Bemerkung erlaubt, daß dem Verkehr zuliebe allerorten viel zu viel geopfert wurde und daß wir wieder um ein interessantes Baudenkmal ärmer werden. Und die lieblichen Vorstadthäuschen mit ihren ulkigen Giebeln sind fast ganz verschwunden.

Gegen die Straßenreklame, die sich aus fremden Städten eingedrängt hat, muß auch Stellung genommen werden. Sie hat ihre Berechtigung als moderner wirtschaftlicher Faktor, darf aber nicht ausarten. Keine leere Wandfläche ist vor Ankündigungen und Bemalungen sicher, manche Fassaden sind von ihnen schier erdrückt. Bis vor kurzem waren die elektrischen Leitungsmaste mit Reklame-tafeln behängt, die elektrischen Wagen führen — wie in anderen Städten — große Reklameschilder auf den Dächern umher. Eine tadelnswerte Reklame sehen wir auf dem Niederringe, hoch oben auf einem Dachfirste zwei riesengroße, aus Blech geschnittene und bemalte Männer!

Ich könnte noch manches andere über unser Troppau sagen, genug dessen! Vielmehr sei darauf hingewiesen, daß im Stadtbilde noch etliche schöne Motive, prächtige Kirchenfassaden, stilvolle alte Stadthäuser und trauliche Winkel erhalten sind und daß wir auch gediegene neue Werke erstehen sahen, die Handelskammer, das Sanatorium, verschiedene Amts- und Schulbauten, Privathäuser, einige kleinere schöne und zweckmäßige Parkanlagen u. a.

Jägerndorf.

Die drei Tortürme und Basteien wurden 1830 bis 1872 größtenteils niedergerissen, sind aber glücklicherweise in den Zeichnungen des Hauptlehrers Schwarzer und des Fachschuldirektors Rinzer für die Nachwelt festgehalten.

Der stimmungsvolle Marktplatz von einst besteht nicht mehr. An Stelle des alten Rathauskomplexes trat ein pompöser Neubau mit schreiendem Glasurziegeldach. (Das Motiv des alten Rathhausturmes wurde beim Krankenkassenbau wieder verwendet.) Die Minoritenkirche, die über die Bürgerhäuser des Stadtplatzes hinweg auf das Marktgetriebe blickte, ist nun durch einen zu hohen Neubau verdeckt, daneben klappt seit Jahren eine schreckliche Baulücke. Von den ehemaligen Laubengängen bestehen nur noch die Oberlauben, und es sollte Mayreders Bauplan, der die Errichtung neuer Lauben vorsieht, nicht umgestoßen werden.

Der alte mit Verständnis entworfene Stadtplan ist zwar derselbe geblieben, doch viele liebliche Straßenbilder sind infolge der mechanisierten Industrie gänzlich verändert und zeigen heute ein Gemisch von neueren Bauten, nüchternen Fabriksfronten und alten kleinen Häuschen, — nicht verschont von der Straßenreklame.

Schätzenswert ist es, daß Jägerndorf noch sein Liechtensteinschloß aus dem 16. Jahrhundert besitzt, (dessen Abtragung im Jahre 1907 beantragt wurde, um Neubauten Platz zu schaffen!) — ferner stattliche Altbürgerhäuser, die Schwibbogengäßchen, die efeumrankte Schwedenmauer, malerische Winkel am Mühlgraben und erstklassige neuzeitliche Villen, überragt von den doppeltürmigen Kirchen in der Stadt und auf dem Burgberge.

Freudenthal.

Die drei Stadttortürme sind 1823—26 gefallen, ohne daß verlässliche Abbildungen erhalten blieben.

In nächster Nähe der Stadt, hart an der Mohrauer Bahnlinie, erhebt sich die zum Andenken an den Stadthalter Georg Wilhelm von Elkershansen (genannt Klippel), der den Troppauer Klippelshof gründete, etwa 1640 errichtete Klippelsäule, ein Ziegelbau von anmutigsten Formen der deutschen Spätrenaissance. Dieses Denkmal wurde in den 80er Jahren renoviert und in Unkenntnis seines historischen Stiles verdorben.

Noch besitzt Freudenthal ein Werk der deutschen Renaissance, den Giebel des Gabrielhauses, der gottlob der drohenden Abtragung entgangen ist. Leider hat die Feinheit und der Reichtum seiner Formen durch Witterungseinflüsse und wiederholtes Nachbessern gelitten und der Giebel erscheint heute durch den Anbau zu wuchtiger Dächer gedrückt.

Vor dem Friedhof stand ein Birkenhain, der in seiner träumerischen Feierlichkeit zum Friedhofs sehr gut stimmte und im Frühlings-, im Herbstkleide oder im Rauhereise des Winters prächtig anzublicken war. Dieser Hain wurde glatt niedergelegt und durch eine Anlage mit Waldbäumen ersetzt.

An der Köhlerbergkirche, einem einfachen Barockbau, wurden im Vorjahre zwei prachtvolle Mosaiken, St. Petrus und St. Paulus, außen über den Portalen angebracht. Dieser kristbare Schmuck steht nun leider im Gegensatz zu der einfachen Fassade und wird unser Klima wohl kaum lange überdauern; gegen die Uebertragung der Mosaiken ins Innere der Kirche wäre daher nichts einzumenden.

Besondere Wertschätzung verdienen das Deutsch-Ordensschloß mit seinem ersten, von Doppelarkaden eingefassten Schloßhofe, die Kirchenbauten, die 160 Jahre alte Köhlerbergallee, die romanischen und gotischen Fragmente in der Altstädter Kirche u. a.

Freiwaldau.

Der Ringplatz war früher viel eigenartiger als heute, wie wir aus den im Kaffeehause Klein und Gasthause Jung befindlichen Bildern aus der Prießnitzzeit (1840—1850) ersehen. Einige schöne Fassaden des 18. Jahrhunderts sind wenig ansprechend und zugleich fezeffionistisch renoviert. Ein kleiner zierlicher Spätbarockbau mit stilvollen Fensterrahmen, Gittermustern und Mansardendach hat eine ganz willkürliche Umbildung der Fenster erfahren.

Das fürstbischöfliche Schloß, ein Wafferschloß, besitzt heute einen renovierten Vorbau, der mit dem Schlosse selbst weder in Form noch in Farbe harmoniert.

Die fürstbischöfliche Brauerei trägt einen Renaissancegiebel mit schweren Volutenformen; es wäre zu wünschen, daß er anlässlich des geplanten Umbaues erhalten bleibe und daß der Neubau einer Volksschule dasselbe Giebelmotiv weiter verwerte, wie ja überhaupt die Heimatpflege bestrebt ist, bei Neuerungen die alten Formen, jedoch in neuem Geiste, wieder aufleben zu lassen.

Nicht nur die genannten, sondern fast alle übrigen Städte Schlesiens haben Mißgriffe zu verzeichnen. Nur wenige sind verschont geblieben, wie z. B. das Städtchen Engelsberg, das außerhalb des großen Verkehres liegt und nur geringe industrielle Veränderungen erfuhr, sodaß Engelsberg ein Stadtdiöll geworden ist.

Wie sieht es auf unseren Dörfern aus? Der Typus des angestammten schlesi-

ischen Bauernhauses scheint langsam auszustarben. Die neuen Häuser tragen mehr oder weniger städtischen oder Villencharakter, auch bei Ausbesserungen dringen vielfach städtische Formen ein. Wie oft sehen wir, daß ein Landwirt auf seinem einfachen Wirtschaftshause große Spiegelscheiben einsetzen läßt, daß er einen unpassenden Balkon anbringen läßt, seinen holzumzäunten oder ummauerten Obstgarten mit gußeisernen Geländern umkleidet oder sein schönes Schindeldach durch häßliche Pappendeckung verunstaltet!

Die Sensenschmiede in Karlsthal, einer der schönsten heimatischen Holzbauten, wurde trotz Einspruches von künstlerischer Seite entstellt. Ein Holzkirchlein im Gebirge, früher mit Schindeln gedeckt, trägt jetzt große, zinnoberrote Eternitplatten, ein anderes in seinem schlichten, weißgetünchten Innern aufgemalte prunkhafte Pfeiler und Friese! An der charakteristischen alten Holzkirche in Hruschau fehlen eine Anzahl Fenster Scheiben; sie steht auf einem aufgelassenen Friedhofe, vor dessen Eingangstürchen ein Mast der elektrischen Fernleitung gestellt wurde. Unsere alten Windmühlen, die zur Belebung der Landschaft beitragen, sind zumeist abgebrochen.

Unsere Kriegerdenkmäler.

Der Gedanke, Heldenhaine zu errichten, ist bei uns leider nicht zur Ausführung gelangt. Die Heldenhaine wären ernste und würdige Naturdenkmale geworden. Die Steinindustrie hat sich jedoch dieser Angelegenheit bemächtigt und so entstanden die vielen Steindenkmäler. Dort, wo Künstler oder Kunstkenner mitwirkten, ist ja etwas Gutes zustande gekommen, aber im übrigen bekamen wir auch manches stilwidrige Werk, das weder dem Ortsbilde zur Zier gereicht, noch den Schönheitsinn des Volkes läutert. Hier hätte der Heimatsehnsucht reichlich Gelegenheit zum Eingreifen gehabt, umsomehr, als wir wissen, daß auf unseren Friedhöfen neben wirklicher Grabmalkunst leider auch trostlose Massenware anzutreffen ist. Vergessen wir nicht, daß Kriegerdenkmäler öffentliche Denkmäler sind, nicht von Einzelpersonen, sondern von ganzen Gemeindewesen geschaffen, und daß sie dereinst Zeugnis von unserer heutigen Kunst und Kultur geben werden!

Unsere Aussichtstürme, Bergwarten.

Die Rudlichwarte bei Lobenstein fügt sich gut dem Landschaftsbilde ein und ist bis auf die jüngsten Neuerungen ein im Sinne des Heimatgedankens geschaffener einwand-

freier Bau. Ein Gegenbeispiel jedoch bietet die Liechtensteinwarte am Burgberge, die die altherwürdige Burgbergkirche infolge ihrer Nähe beeinträchtigt und deren aufgestecktes Seitentürmchen mindestens überflüssig zu nennen ist.

Bei der Altvaterwarte wurden die Formen des mittelalterlichen Burgenbaues, doch in minder befriedigender Weise verwendet. Sie hat insofern ihre Berechtigung, als sie den Altvater als das Haupt der schlesischen Bergwelt besonders kennzeichnet, ansonsten ist sie zwecklos, da die allseits freie Kuppe dieselbe Aussicht bietet und da sie wegen des ungeeigneten Baumaterials keine Unterkunft zu gewähren vermag. Wind und Wetter sind zudem bemüht, die Lebensdauer der mit großen Kosten errichteten Warte möglichst abzukürzen.

Wir hätten in unserem kleinen Lande gerade genug an Aussichtstürmen. Ein Mehr würde unserer Landschaft den Charakter des Spielzeugartigen aufzwingen.

Schließlich noch ein Wort über unsere Naturdenkmale. Das Landschaftsbild darf nicht verstümmelt werden, schöne Landschaftsausblicke dürfen nicht verloren gehen, schöne, seltene Bäume sind zu schützen, ebenso Baumgruppen und Alleen, die bekannten Wasserfälle und Felsenformen im Gebirge u. a. So zeigt der Friedberger Granitstock eine Anzahl merkwürdiger Felsbildungen, die sogenannten „Venusnappla“, die dem Heimat- und Naturfreunde lieb und wert geworden sind und die wegen der dortigen Steinbruchbetriebe unsere volle Aufmerksamkeit verdienen.

Unsere Landstraßen waren dereinst von mächtigen Linden-, Pappeln-, Birkenalleen eingefäumt. Ich erinnere nur an die Landstraßen aus Troppaus Umgebung. Hier wurden alle Alleen niedergemacht, teils aus landwirtschaftlichen, teils aus Verkehrsrücksichten, und an ihrer Stelle wurden Obstbäume gepflanzt, die ja gewinnbringend sein mögen, doch unsere imposanten ehrwürdigen Alleen sind dahin und mit ihnen viel landschaftliche Schönheit! Den Feldrainen und Bahnstrecken entlang zogen sich üppige Gebüsch und Hecken, die unserer Vogelwelt zum Nisten dienten, jetzt aber zumeist kahl geschnitten sind; das Landschaftsbild verödet.

Ein hübsches Naturdenkmal, der Weichenstein an der Mooslehne (es gibt noch etliche Weichensteine) und die Lurquelle bei Karlsbrunn verdienen mehr Pflege, während die Anlagen der Hubertus- und der Gusta-



Das Wappen der Fürsten Liechtenstein.

hinsquelle an der Schäferreitstraße in bestem Zustande und voller Waldpoesie sind.

*

Das Besprochene stellt nur einen Ausschnitt aus der Heimat dar, vieles andere könnte noch erwähnt werden. Mit dem Aufzählen der konkreten Fälle glaube ich mehr Interesse zu finden als mit allgemeinen Hinweisen. Mancher Eingriff läßt sich noch korrigieren, mancher noch verhindern. Die Heimatpflege wird schon im Schulunterrichte einsetzen und im Wege der Volksbildung unsere Mitbürger zur Schonung alles dessen, was Kunst und Natur im Lande geschaffen, anhalten müssen. Hierbei darf sie natürlich nicht zu weit gehen. Nicht jeder morsche Baum, nicht jedes alte Gerümpel muß erhalten bleiben. Was unhygienisch oder so baufällig ist, daß die Erhaltungskosten größer sind als irgend ein Kunst- oder historischer Wert, das mag fallen. Ferd. Abenarius sagt:

„Wer nur im Einst lebt, ist ein Träumer,
wer nur im Heute lebt, ist arm.
Reich und stark ist allein,
wer das alte Gute bemahrt
und neues Gutes dazu erwirbt.
Er allein ist der rechte Vermittler
für die Zukunft.“

Beherzigenswerte Worte! In den letzten Jahren ist es auch etwas besser geworden, dank der Werkbundbewegung, die ein treuer Freund des Heimatschutzes ist, dank der Kunstzeitschriften, die uns vom Ueberladenen, Unechten und Kitschigen zur Einfachheit, Echtheit und Solidität zurückgeführt haben.

Leider besitzen wir bis heute kein Heimatschutzgesetz, das unsere Bestrebungen wesentlich erleichtern würde. Die Möglichkeit, auch ohne ein solches Gesetz das Erbe unserer Vorfahren vor weiterer Verunstaltung und Zerstörung zu schützen, läge in unserer Hand, wenn wir Arbeitsgemeinschaften, bezw. Beratungsstellen für Heimatpflege gründeten, von selbstlosen kunst-erfahrenen Männern geleitet, die das Publikum bei allen Neuerungen mit schnellem und kostenlosem Rate, aufklärend und belehrend, unterstützen und drohende Mißgriffe rechtzeitig abwehren würden. Besonders viel Kleinarbeit wäre hierbei zu leisten, mit der sich das staatliche Denkmalamt nicht befassen kann. Möge es uns glücken, durch Volksbildung und Beratungsstellen zu erfolgreicher Heimatpflege zu gelangen, deren unser Land so dringend bedarf!

Gotthard Oswald:

Der Geistliche und die Heimatkunde.

(Fortsetzung und Schluß.)

Über nicht bloß durch selbsttätige Heimatforschung kann sich der Geistliche verdient machen um die Heimatkunde, sondern auch durch Förderung des Heimatgedankens, der Heimatpflege und der Heimatforschung.

1. Durch Förderung des Heimatgedankens. Der Geistliche kann das tun:

a) Durch Erhaltung, Duldung und Förderung alter religiöser Bräuche, z. B. bei Prozessionen, Bittgängen. Das Volk hängt bekanntlich sehr am Althergebrachten und man reizt dem Volke immer ein Stück Heimat aus der Seele, wenn man ihm alte, von den Vätern überlieferte Bräuche nimmt. In dieser Beziehung wurde durch Verständnislosigkeit gegenüber der Volksseele und dem Volksempfinden von manchen Geistlichen schon viel gefehlt, und durch Abschaffung alter, vom Volk geschätzter Bräuche hat mancher Geistliche dem religiösen Leben seiner Pfarrei mehr geschadet, als er ihm durch so manche Neuerung genützt hat.

b) Der Geistliche kann dann Interesse wecken für die Heimat und ihre Geschichte: Durch öffentliche Vorträge, durch Einspechtung der Heimatgeschichte und der Heimatkunde in Predigt und Katechese. In der Schule und auf der Kanzel hat der Geistliche viel Gelegenheit, religiöse Heimatkunde zu betreiben.

2. Der Geistliche kann sich auch heimatkundlich betätigen durch Förderung der Heimatforschung und der Heimatpflege.

a) Er kann das dadurch tun, daß er den Heimatforschern hilft beim Suchen im Pfarrarchiv, oder daß er selber für sie sucht und nachschlägt und dadurch die Arbeit anderer unterstützt und fördert.

b) Er kann seine Pfarrangehörigen anregen, ermahnen, aufmuntern zur Pflege des Altherwürdigen und Ueberlieferten in seiner Pfarrei und zur Erforschung der Heimatgeschichte.

Als Mittel zu dieser Anregung können ihm dienen: Die Predigt, der Unterricht in der Schule, die Gründung von örtlichen Heimatvereinen, Verbreitung heimatkundlicher Zeitschriften, die Anregung und Anleitung geben zur Heimatpflege und Heimatforschung. Die Gegenstände der Anregung sind außerordentlich vielgestaltig.

a) Der Geistliche kann auf die Leute einwirken, daß sie ihre Pfarrkirche in würdigem Stand erhalten, den Friedhof ordentlich pflegen, besonders schöne, kunstvolle alte Grab-

maler erhalten und erneuern lassen. Es gibt in jeder Pfarrei Dorf- und Feldkapellen, Weg- und Feldkreuze, die von den frommen Voreltern errichtet wurden und von den Enkeln vernachlässigt werden. Der Priester soll dafür sorgen, daß sie wieder in entsprechenden Stand gesetzt werden. Der Geistliche kann ermahnen, daß als Weihgeschenk für Wallfahrtskirchen gute Bilder gekauft werden, nicht Schundware. Daß die alten, schönen Votivtafeln in der Kirche erhalten bleiben, und nicht etwa pietätlos verkauft oder vernichtet werden, wie es schon so oft geschah. Der Geistliche soll auch selber in der Wertschätzung des Alten mit einem guten Beispiel vorgehen, indem er manche alten Kircheneinrichtungsgegenstände, die vielleicht verstaubt auf dem Dachboden liegen, renovieren läßt und sie in der Kirche oder sonstwo in der Pfarrei verwendet. Er kann in der Kirche Statuen der Heimatheiligen aufstellen oder ihre Bilder auf den Altären anbringen lassen, wie es z. B. bei der vorjährigen Renovierung der Pfarrkirche in Iggensbach geschah, wo die Heimatheiligen Gotthart und Gunther zur Aufstellung kamen.

Der Geistliche kann mitwirken zur Erhaltung altherwürdiger schöner Volksbräuche, z. B. der Sonnwendfeier, des Pfingst- und Leonhardrittes. Er kann anhalten zur Pflege der alten schönen Volkslieder, Spiele, Tänze und Trachten, er kann dafür sorgen, daß in den Vereinen gerne heimatliche Theaterstücke aufgeführt werden.

c) Der Priester kann die Leute auf Antiquitäten im Hause aufmerksam machen, auf alte Geräte, die infolge der fortschreitenden Technik im Hausgebrauch nicht mehr benötigt werden, so daß sie nicht etwa verständnislos vernichtet werden, sondern als Andenken an die alte Zeit erhalten bleiben. Es ließe sich unschwer erreichen, daß auf dem Dachboden so mancher Bauernhäuser gleichsam ein kleines Museum eingerichtet würde zur Erinnerung und Belehrung für spätere Geschlechter.

d) Der Geistliche kann den Leuten Anregung und Anleitung geben zur Anlegung eines Familienarchivs, in dem die alten Kaufs- und Verkaufs- und Uebergabsurkunden, Prozeßakten, wichtige Briefe von Familienmitgliedern, Photographien der Familienangehörigen und Verwandten, Sterbebilder, alte Hausbücher, Gebetbücher und Andenken der Eltern aufbewahrt würden. Familienstammtafeln und Familiengeschichten könnten angelegt werden.

e) Auch bei der Erbauung und Einrichtung der Wohnhäuser kann der Geistliche mit

Ratschlägen zur Seite stehen. Vor allem mögen die Neubauten dem Charakter der Landschaft angepaßt werden, möge auch für die Dienstleute für anständige Schlaf- und Aufenthaltsräume gesorgt werden. Ein schönes angenehmes Heim fördert Liebe und Anhänglichkeit zur Heimat.

f) In manchem Dorf steht eine alte Linde, unter deren Schatten die Ahnen der Dorfbewohner gefessen haben, ihre Beratungen und Besprechungen abhielten, ihre Spiele und Tänze aufführten. Dieses altherwürdige Wahrzeichen in seiner Bedeutung verständlich zu machen, zu schützen und zu erhalten, sei eine Aufgabe des Geistlichen.

g) Auch möge der Ortspriester darauf einwirken, daß die Kinder bei der Taufe deutsche Namen erhalten, die Namen deutscher Heiligen, besonders der Heimatheiligen, aber auch Namen deutscher Männer und Frauen. Wir sind es unsern großen Männern und Frauen, die aus der Mitte des Volkes hervorgegangen sind, schuldig, sie auf diese Weise zu ehren und zum Vorbild zu nehmen für das eigene Leben. Die deutschen Heiligen mit ihrem kernigen Gottbewußtsein stehen unserem religiösen Empfinden naturgemäß auch am nächsten.

Am 17. und 18. Jahrhundert betragen in der Pfarrei Iggensbach die deutschen Taufnamen etwa 5 v. H., im 19. Jahrhundert stiegen sie auf 20 v. H. im 20. Jahrhundert auf 40 v. H.

Mögen die Geistlichen das Ihrige tun zur Erreichung dieser Ziele, wie ich sie eben vorgezeichnet habe. Die Liebe zur Heimat, die Pflege der Heimatkunde und der Heimatforschung ist ein Gebiet, auf dem wir uns alle zusammenfinden können ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses und der politischen Parteirichtung. Mögen also auch die Geistlichen auf diese Art mitwirken an der Erhaltung und Wiederaufrichtung unseres heißgeliebten Volkes.



Lehrer J. Marx-Hartau:

Alte Wörter in der Mundart.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß unsere schlesisch-nordmährische Mundart eine große Zahl von Ausdrücken enthält, die das Schriftdeutsch nicht kennt. Insbesondere finden sich in der Sprechweise älterer Leute aus Ortschaften, die in verkehrsarmen Gegenden liegen, solche Worte und

Redewendungen in Fülle. Die Frage nach ihrem Ursprunge drängt sich von selbst auf. Beim Nachforschen erweisen sie sich zu einem beträchtlichen Teile als Ausdrücke, die uns sonst nur im Mittelhochdeutschen bezeugt sind. Es ist also uraltes Sprachgut, das da in der Mundart fortlebt, während es aus der Schriftsprache längst verdrängt worden ist. Die in Rede stehenden Ausdrücke sind nicht nur mit der alten Schreibweise völlig oder fast übereinstimmend, sondern haben meist auch heute noch ungefähr dieselbe Bedeutung, die sie vor langen Jahrhunderten besaßen.

Im nachstehenden folgt eine Auslese solcher alter Wörter. Ihre heutige Bedeutung ergibt sich wohl aus dem Satz zusammenhänge; andernfalls ist die Erklärung in Klammern beigefügt. Die ehemalige Bedeutung ist den Erklärungen zu entnehmen, die aus dem Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Matthias Leger geschöpft sind.

Ein Sprichwort sagt: „Nuēt brängt Kruet“, d. h. Not bringt Verdruß, Streit, Zornwüth. Im Mittelhochdeutschen bedeutete das Wort der krut (oder daz krut) soviel wie Kummer, Bedrängnis, Beschwerde. — Ein anderes Sprichwort meint: „Wenn dr Klüensler (der Sammernde) niicht hot, dr Broahler hot schon längst niicht“. Mhd. klunzern = weinerlich tun. — „Wenn onser Herigod wiel an Norrn fahn, lett'r an aldn Moan 's Weib starbn“, ist eine bekannte sprichwörtliche Redensart. Zunächst heißt es vom Witwer, daß er sich wegen des Todesfalles hätte lädlich (ein Leid antun) mögen. Nach einiger Zeit aber wird von mißgünstiger Seite erklärt, daß der alte Herr aus Verliebtheit ganz ferisch wäre. Mhd. leidigen = verlegen, schädigen, betrüben, kränken; toerisch = dumm, töricht, verrückt. Bald wird auch im Hause der Braut zur Hochzeit „oalls gerät gemoacht“. Insbesondere werden foderer, rogle Kuchen gebacken und in die Häuser der Verwandten und Bekannten getragen. Mhd. gereiten = rüsten, zu recht machen; voder = vorder; fodere Kuchen = Kuchen aus vorderem, d. i. Auszugmehl; rogel = locker. Da haben die Weibsbelder Arbeit über Hals und Kopf; man sieht sie denn auch im ganzen Hause remfurrn. Mhd. wibes bilde = Weibsbild, Weib; phurren = sich schnell bewegen. Bei der Hochzeit spielt der Vorreder eine bedeutende Rolle; er hat die Braut zu übergeben (dem Bräutigam zuzuführen) und vor der elterlichen Segnung einige zu Herzen gehende Worte an das Brautpaar zu richten. Mhd.

vorreder, vorredenaere = Wortführer, Vorsprecher.

Gewöhnlich stellt sich in dem jungen Hauswesen nach der üblichen Frist ein kleiner Zeitgenosse ein. Wohl gleich am ersten Tage wird festzustellen versucht, aus weissen Gelichter das Kleine stammt. Das Wort wird in der ursprünglichen, guten Bedeutung gebraucht; mhd. gelihter = Sippe, Art. Jetzt wird die Rippel (geripptes Waschgerät) öfter als sonst gebraucht und die Knüebel der Wäscherin werden nicht geschont. Wegen des häufigen Gebrauches wird man die Waschanne kaum d'rlart (undicht infolge von Austrocknung) finden. Mhd. ribel = Werkzeug zum Reiben; knübel = Fingerknöchel; lechezen = austrocknen, lechzen. Den Schluß des Waschens bildet das Flän, mhd. vlaezen, vlaen = spülen. Für das Kleine muß jetzt Kenderstupp (Streupulver) gegen das Wundwerden vorrätig gehalten werden. Mhd. stuppe = Pulver zu Arznei (und Zauber).

Bei guter Pflege gedeiht das Kind zusehends und beginnt zur Freude der Eltern bald zu papern (= unverständlich reden, lallen). Ist es aber kränklich, dann grännt es oft und die Mutter muß sich mit ihm recht fretten. Mhd. paperen = die Lippen unverständlich bewegen; grennen, grannen = weinen, flennen; vretten = mündreiben; bildlich: quälen, plagen. Die Englische Krankheit bewirkt, daß solche Kinder schliepbanich (krummbeinig) werden; die Masern wiederum verursachen unangenehmes Kremmern an verschiedenen Teilen des Körpers. Mhd. slimp = schieß, schräg; krimmen = jucken. Wenn die Kinder dasich tun, so ist dies gewöhnlich ein Anzeichen beginnender Erkrankung. Mhd. daosie = stille, in sich gekehrt.

Gesunde Kinder sind lebhaft und lebendig. Oft werden sie ermahnt, sie mögen nicht gar so remhaselieren. Mhd. haselieren = unsinnig tun. — „Ses doas oaber a Boland“, heißt es manchmal, wenn der Kleine bei seinem für uns Große unsinnigen Tun verharrt. Mhd. valant = Teufel, teufelähnliches Wesen.¹⁾ Bei unleidlichem Wetter sind die Kinder ans Haus gefesselt; da raboach'n sie denn in der Stube, daß sie dröhnt. Wird es zu arg, so verläßt wohl die Mutter ihre Arbeit und kommt stama, ohne aber einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Mhd. rambuzen = wild umherspringen; stämen = Einhalt tun. Läßt der kindliche Spieleifer nicht Zeit genug, das Brot ganz zu verzehren, so

¹⁾ Diese beiden Ausdrücke kommen wohl auch in der Schriftsprache vor: haselieren bei Stifter, Hauff, Rortium; Boland bei Goethe.

liegt wohl mitunter ein Rest auf dem Fußboden. Das bewegt die Mutter zu einer kleinen Strafpredigt, die sie mit den Worten einleitet: „Dabr Kendr, mr tor doach's Bruet nie sue ein Ern schmeißn!“ Mhd. tar, Gegenwart von turren = sich unterstehen, getrauen, wasgen, hat auch die Bedeutung darf; ern, eren = Fußboden, Erdboden (Erden), Grund. Kawa guckt die Sonne wieder aus den Wolken, se will das Spiel im Freien betrieben sein; hiezu wird die Erlaubnis durch unaufhörliches Benzen und lästiges, aber sehr zweckdienliches Zocken an den Rockfalten der Mutter erbettelt. Mhd. benzen = quälen, beschwerlich fallen durch Bitten oder Schelten; zocken = ziehen, zerren, reißen. Beim Pferdespiel darf eine lange Schwippe (biegsame Rute) nicht fehlen; damit bekommt das Pferdchen hin und wieder einen leichten Schmiß. Mhd. swippe = Gerte, Peitsche; smiße = Hieb, Streich. Manchmal gibt das Spiel Anlaß zu Kampf und Streit. Die Gegner versetzen einander manchen Tück; in der Kampfesstöße werden auch recht wenig ritterliche Mittel wie das Kräl'n und Bespirzen angewendet. Mhd. tue, due = Schlag, Stoß, Streich; krellen = kraken; spirzen, spürzen = spucken. Die Zwietracht währt nicht allzulange; bald sitzen die rasch Versöhnten friedlich auf der Griedl und sehen zu, wie die Schwalben ihre Jungen frezn. Daß die Alten emzächich (abwechselnd) brüten, haben sie auch schon beobachtet. Mhd. grede = Stufe, Stiege an oder in einem Gebäude; veretzen, vretzen = fressen machen oder lassen; zöch, zöche = Berrichtung, die in einer bestimmten Reihenfolge unter mehreren umgeht; (neben anderen Bedeutungen). Jetzt erzählt der größere Junge mit einigem Abscheu, daß er nachten (= gestern abends) eine Fimol (= gefleckter Erdmolech, Feuerfalamander) gesehen habe. „Die sitt mr oach, wenns draußn siefrt“ (= in feinen Tröpfchen schwach regnet), belehrt er den Kleineren. Mhd. viur-mol = Feuermolech; sifen = tröpfeln, triefen.²⁾

Nach beendigter Raft gelingt es den tömpelich'n Jungen mit vereinten Kräf-

ten aufs beste, allerhand Unend anzustiften. Mhd. tumplich = dumm, unverständlich, törrich; unende = Nichtsnutzigkeiten, böse Streiche. Auf dem staubigen Wege werfen sie mit Melm, wobei der eine oder andere eine Ladung ins Gesicht bekommt; im Hofe schürgen sie den leichten Wagen in die Mistpfütze; sie setzen sich auf die Hühnersteig (= leichter, fortschaffbarer Verschlag zur Fütterung der jungen Hühnchen), daß sie einzubrechen droht; mit der alten, wackligen Koaper fahren sie mild durch den Hof, daß sie vollends aus den Fugen geht. Mhd. melm = Staub, Sand; schürgen = schieben, stoßen; stige = Verschlag, Stall für das Kleinvieh; radeber = Traggestell (baere) auf einem Rade, Schubkarren; beim bequemen Sprechen ergab sich Koader und Koaper. — Jetzt klettern die Unbesonnenen auf den unfertigen Holzstoß aus schweren Buchenscheiten. Das wird indes bemerkt und sofort verboten mit dem Hinweise: „Dar Stueß kent eifoa'lln ond schlet eich de Bän mursch (= ganz, vollständig) azwä“. Mhd. murzes = gänzlich, bis aufs letzte Stück.

Oftmals erhalten Kinder kleine Arbeiten zuteilt. „Setz eich ei de Läß (= gedeckter Gang am Hause) ond läßlt die Urbesn aus!“ befiehlt die Mutter. Mhd. loube = Laube, gedeckte Halle, n. a. B.; löufeln = von der löufel, der grünen Hülse, befreien; arwis, arbeiz = Erbse. „Houll a Mäst vout Salz vun Bodn!“ fordert die Hausfrau ihre Halberwachsene Tochter auf. „'s ies ka Demela mehr ein Ristla“, sagt das Mädchen bei der Rückkehr, wenn nichts mehr vorrätig ist. Mhd. mäste = Salzgefäß; ome = Spreu, bildlich: nichts. — Größere Kinder werden häufig als Viehhirten verwendet. Das Hirtenleben ist ja sonst recht schön. Wenn aber an heißen Tagen die von den Bremsen geplagten Rühelgach anfangen zu biefen und auf den Nachbarfeldern Schaden machen oder wenn sie bei anderer Gelegenheit in den jungen Klee geraten und das eine oder andere Tier die Weamp bereits unförmlich oagedont hat, so kann dies leicht schlimme Folgen haben. Mhd. gäch = jäh, plötzlich, ungestüm; bisen rennen, wie von Bremsen geplagtes Vieh; wambe = Bauch; donen = aufschwellen, in Spannung sein. Entsteht wegen Unachtsamkeit der Hirten wirklich ein bedeutender Schaden, so wagt sich der Schuldige aus Furcht vor der Strafe vielleicht gar nicht nach Hause, sondern sucht bei Verwandten Zuflucht. Dem mitleidigen Beschützer wird dann vorgehalten, daß er den Jungen gehoft habe. Mhd. hoven = in den Hof, ins Haus aufnehmen,

²⁾ Das mhd. Hauptwort der sife, das sich heute in der Schreibung „Seifen“ als Grundwort zahlreicher zusammengesetzter Orts- und Flurnamen vorfindet, hatte die Bedeutung: 1.) langsam fließender, sumpfartiger Bach, bezw. von einem solchen durchzogene Bodenstelle; 2.) bergmännisch: das Herauswaschen der Metalle und der Ort, wo sich Waschmetall befindet. — Es ist also bei der Deutung solcher Namen große Vorsicht geboten. Insbesondere müssen die geologischen Verhältnisse der betreffenden Gegend klar erkannt und in genaue Erwägung gezogen werden.

beherbergen. Hirten wünschen, es möge im Herbst lang aber (frost- und schneefrei) bleiben. Mhd. aber = trocken und warm nach der Nässe und Kälte; daz aeber = Ort, wo der Schnee weggeschmolzen ist. — Früher wurden von Kindern vor Allerheiligen auf sumpfigen Wiesen Senten (Binsen, Juncus-Arten) gesammelt. Das Mark wurde ausgelöst und in der weißen Naturfarbe oder gefärbt zur Herstellung blumenähnlicher Gebilde verwendet, die sodann als Grabschmuck dienten. Mhd. semede, semde, ahd. semida = Binse, Simse.³⁾ — Am sog. Maisontage, drei Wochen vor dem Ostersontage, gehen hin und wieder Mädchen noch von Haus zu Haus Maisingen. Sie tragen kleine, mit bunten Bändern geschmückte Tannenwipfel in den Händen und singen bestimmte, einfache Liedchen. Eines schließt mit den Worten:

Dr Herr ies schien, de Fraa ies schien,
doas Kend ies wie a Engel.

Manch eine dreiste Sängerin fügt hinzu: Gatt mr vach an rechten grousen Krengel (= kranzförmiges Gebäck). Meistens reicht man ihnen einige Heller oder ein paar B ä g l a, d. s. kleine, ringförmige Gebäckstücke, die gewöhnlich zu zehn an einen Faden gereiht sind. Sie erinnern (nach Lippert) an die B a u = gen, das Ringgeld unserer Urahren. Mhd. krengel = Brelzel, Kranz, Kreis; ahd. boug = Ring.

Schluderiche (= unordentliche, schleuderhafte) Mädchen können oftmals irgendein Kleidungsstück nicht finden und kobern dann eifrig in der Dalmer, wo sie ihr Gewort (= Kleidung, mit verächtlicher Nebenbedeutung) aufbewahren. Das Kopfstuch tragen sie häufig auf der abichen Seite. Mhd. slüerer = faule oder leichtsinnige Person; koberen = suchen, spüren (neben anderen Bed.); almer = Schrank, Kasten; diu gewät oder daz gewäte = Kleidung; ebich (ahd. abich) = abgewendet, umgewendet, verkehrt, böse. — Vor dem Kirchgange holten sich Frauen und Mädchen aus dem Garten eine Schmeck, die gewöhnlich aus Gortl (= Artemisia Aprotanum L.), Marienbloat (= Chrysanthemum Balsamita L.), Brasilienkraut (= Ocimum basilicum L.), und anderen duftenden Pflanzen bestand. Diese Schmeck vertat das Riechfläschchen und diente zur Vertreibung des Schlafes; sie kommt jedoch immer mehr außer Gebrauch. Mhd. smecken = riechen (neben anderen Bed.).

³⁾ Das Sentenflössel, das die Spezialkarte westlich von Bemisch verzeichnet, hat seinen Namen wohl von den Senten, die dort tatsächlich in Mengen wachsen.

Ein stämmiges, untersehtes Frauenzimmer wird Strunz genannt, ein schwächliches unansehnliches aber führt die Bezeichnung T i s t e r l a Mhd. strunze = Stumpf, auch Lanzenpitter; tuster = Gespenst, Kobold. Hier muß auch der Puztock gedacht werden; die wird sich stets recht auffällig oagesten und aussirnsen (= schönmachen, mit verächtlicher Bedeutung). Mhd. tocke = Puppe; gesten = kleiden, schmücken; firnis = Firnis, Schminke. Auch das Fratsche l = weib mag noch erwähnt sein. Fratscheln (= auf listige Weise erfragen) gehört vielleicht zu mhd. vrat, das zerbröckelnd, wundgerieben, bildlich: durchtrieben, verschlagen, bedeutet. Durch üble Bewertung des Erfahrenen ist dies ehrenwerte Frauenzimmer sehr wohl in der Lage, dem Ausgefragten Spen (= Schwierigkeiten, Unannehmlichkeiten) zu machen. „Spen“ ist eigentlich Mehrzahl von mhd. spân = Span, übertragen: Zwist, Streit.

Aus wilden Kriegsjahren hat gar mancher Namen etwas Eges (eine widerwärtige Krankheit u. dgl.) mitgebracht. Mhd. egese, eise = Schrecken; egeslich, eislich = schrecklich, furchtbar, abscheulich. Lange hat er gefochert, es war kein Genasch, um ihn sein zu müssen. Nun hat er endlich ausgefochert, d. h. er ist gesund geworden. Mhd. sochen = siechen, kränkeln; genasche = Leckerheit.

Wenn der Bauer einen Pferde- oder Kuhhandel nach langem Schachern glücklich abgeschlossen hat, so wird gewöhnlich im Kratschen Leinkaf getrunken. Sind Freunde und Bekannte anwesend, so trinken sie mit, dem Verkäufer und Käufer halten die ganze Gesellschaft frei Irten, d. h. zechfrei. Mhd. kretschem (Lehnwort aus dem Slavischen) = Dorfschenke; litkoufe = Gelöbnistrunk beim Abschlusse eines Handels; ürte = die Zeche, Wirtsrechnung. Niemand hört bei solcher Gelegenheit gern auf den mahenden Säger (die Wanduhr). In vorgerückter Stunde werden die Gespräche oft sehr erregt; anzügliche Reden von g ä l t e n Kühen, die als Milchkühe verkauft wurden, oder von verheimlichten Fehlern teuer verkaufter Pferde u. dgl. geben Anlaß zu einem mächtigen T ä d i c h, der weithin vernehmbar ist. Mhd. seiger, seigaere = Uhr; galt = unfruchtbar, keine Milch gebend; teidinc = Wortwechsel, Händel (neben anderen Bedeutungen). Manchmal haben die Segner am Heimwege im Tares (Straßengraben) ein unerwünschtes Zusammentreffen. Am folgenden Tage sind dann in manchem Hause urdresiche (= verdrießliche) Gesichter zu sehen. Mhd. tar-

raz. t \ddot{e} rraz = Wall, erh \ddot{o} hter freier Platz; der Zusammenhang mit dem obigen Worte ist unverkennbar; urdriuze oder urdr \ddot{u} tze = Unlust empfindend.

Vor nicht allzulanger Zeit geh \ddot{o} rte es zur Winterbesch \ddot{a} ftigung der M \ddot{a} nner, Sp \ddot{a} ne zu klieben, wozu meist glattes Kienholz (Kiefernholz) verwendet wurde. Man brauchte diese Sp \ddot{a} ne als Leuchten; sie mu \ddot{s} ten \ddot{o} fters abgek \ddot{o} hlt und gewendet werden, wenn sie nicht gl \ddot{u} enstern (= tr \ddot{u} ib und schlecht brennen) soltten. Mhd. klieben = spalten; gl \ddot{u} nsen = glimmen. Damals wurde in den Bauernstuben noch flei \ddot{s} ig gesponnen. Hiezu stellten sich die „Aennasch \ddot{u} ettler“ ein: bevorzugte Bur \ddot{s} chen durften den Spinnerinnen die Aenna, den beim Spinnen entstehenden Abfall, vom Scho \ddot{s} sch \ddot{u} tteln. Dies wurde denn auch mit l \ddot{o} blichem Eifer besorgt und hiebei auf das Dazack \ddot{e} n nicht vergessen. Mhd. agene, zusammengezogen \ddot{a} ne, \ddot{a} ine = Spreu; zecken = reizen, necken, einen leichten Schlag oder Sto \ddot{s} versetzen. — Wenn der Winter viel Schnee bringt, mu \ddot{s} man \ddot{o} fters Steig schorn. F \ddot{u} r die Enten und G \ddot{a} nse wird eine Wuh \ddot{n} gehackt. Mhd. schorn = mit der Schaufel arbeiten, zusammenscharren; wane = in das Eis eines Wassers gehauenes Loch. Jetzt ist auch die Zeit zum Holzf \ddot{a} llen. Baumst \ddot{a} mme m \ddot{u} ssen ausgeschn \ddot{a} telt werden, bevor sie abgef \ddot{u} hrt werden k \ddot{o} nnen. Auf den hiezu verwendeten Wagen oder Schlitten sind immer auch starke K \ddot{a} t \ddot{e} l zum Spannen der um die St \ddot{a} mme gelegten Ketten zu bemerken. Mhd. sneiteln = ent \ddot{a} sten; reitel = Drehstange. — Bei Trockenfutter im Winter schmeckt die Milch von altmelken K \ddot{u} hen wie auch die Butter aus solcher Milch meist zengerich. Mhd. zenger, zanger = bei \ddot{s} end, scharf.

Im Fr \ddot{u} hjahre werden die Molkwurfhaffen (man h \ddot{o} rt auch Murkwurfhaffen) auf den Wiesen zersto \ddot{s} en. Mhd. moltwerf = das die Erde (molte) aufwerfende Tier; auch mhd. murc = morsches Land, Erde. Im Keller ist um diese Zeit ein Teil der wei \ddot{s} en R \ddot{u} ben (Krautr \ddot{u} ben) oft ganz durchj \ddot{a} sen, d. h. durch einen G \ddot{a} rungsvorgang pelzig geworden; sie m \ddot{u} ssen baldigst verf \ddot{u} ttert werden. Mhd. j \ddot{e} sen = g \ddot{a} ren. F \ddot{u} r das Obstb \ddot{a} umchen, das an ungeeigneter Stelle steht, wird ein neuer Platz bestimmt; es mu \ddot{s} ausgewurpe \ddot{s} t, d. h. mit allen Wurzeln ausgehoben werden. Mhd. wurpoz = Wurzelstock. Die Aecker werden f \ddot{u} r die Saat hergerichtet. Das zweite Aekern vor der Ausfaat im Fr \ddot{u} hlinge nennt der

Bauer ruren; ebenso hei \ddot{s} t das zweite Aekern einer Kleebrache im Fr \ddot{u} hsommer. Mhd. r \ddot{u} eren, ahd. ruoren = r \ddot{u} hren, w \ddot{u} hlen. In der Saat w \ddot{a} chst manchmal soviel Ackerrettich und Senf, da \ddot{s} solche Felder leuchtend gelb erscheinen. Der Bauer zieht die Stirne kraus, aber der Smker meint zufried \ddot{e} n: „Do wan de Bienna Maz haldn!“ Mhd. maz = Mahlzeit, Mahl. Als Unkraut zeigt sich im Getreide vielfach der Taumelw \ddot{u} ch. Seine Fr \ddot{u} chte \ddot{a} hneln flachem Sommerkorne und k \ddot{o} nnen Vergiftungsercheinungen hervorrufen. Nach der mundartlichen Bezeichnung Tebich, die das Unkraut f \ddot{u} hrt, w \ddot{a} ren die Folgen des Genusses furchtbar; denn mhd. t \ddot{o} bic = wahnsinnig, rasend, toll. — Ist die Ernte gereift, dann bringt jeder Tag neue, \ddot{o} ftmals schwere und eilige Arbeit. Hiebei k \ddot{o} nnen sich schw \ddot{a} chliche Leute leicht so l \ddot{u} bermenigen, da \ddot{s} sie tagelang zu jeder Arbeit unf \ddot{a} hig sind. Mhd. \ddot{u} bermenen = \ddot{u} berm \ddot{a} chtig anstrengen. Liegt das Feld weit ab vom Dorfe, so bleibt man auch w \ddot{a} hrend der Mittagspause drau \ddot{s} en. Einem \ddot{a} n \ddot{u} glichen Weibsbilde kann da wohl enter \ddot{s} ch werden, wenn es an m \ddot{o} gliche Gefahren denkt. Mhd. einl \ddot{u} tze = einsam, allein; entrisch = grausig, nicht geheuer. Wenn Kartoffeln oder andere Fr \ddot{u} chte gut geraten, so gelten sie wenig. „Heier sein de Ard \ddot{a} ppel ganz unmehr“, sagt man dann bedauernd. Mhd. unmaere = unwert, gering geachtet.

Zum Schlusse sei noch einer sch \ddot{o} nen mundartlichen Eigent \ddot{u} mlichkeit gedacht: der Geschlechtsbezeichnung des folgenden Hauptwortes durch das Zahlwort zwei. In der reinen Mundart hei \ddot{s} t es z. B. stets: zwie Moanna, zwu M \ddot{a} d (M \ddot{a} gde), zw \ddot{a} Ken \ddot{d} er. Zwie steht immer vor m \ddot{a} n \ddot{u} lichen, zwu vor weiblichen und zw \ddot{a} vor s \ddot{a} chlichen Hauptw \ddot{e} rtern. Kenner m \ddot{u} gen die Probe darauf machen! Dieser Unterschied wird schon im Alt- und im Mittelhochdeutschen gemacht. Die entsprechenden Formen hei \ddot{s} en dort: zween, zw \ddot{o} , zw \ddot{e} i. In alten Urkunden u. dgl. k \ddot{o} nnen sie stets bemerkt werden. Noch bei Luther findet sich dieser durchaus gute und richtige Unterschied allenthalben. Ja, er erhielt sich in der Schriftsprache bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts; dann aber drang die Form zw \ddot{e} i f \ddot{u} r alle Geschlechter durch. Heute macht sich in der Mundart die Form zw \ddot{a} i langsam breiter, es zeigt sich auch hier der beginnende Verfall dieser fesselnden Eigent \ddot{u} mlichkeit. Auch das Wort beide zeigt in der Mundart dieselben Ab \ddot{a} nderungen wie zw \ddot{e} i.

Die vorstehenden Ausdrücke werden im schlesischen und mährischen Teile von Hartau, sowie in der Umgebung gebraucht. In weiter entfernten Ortschaften ließen sich hierzu sicher, wenn auch spärlich, andere finden. Ein Teil dieser alten Wörter wird von der jungen Generation schon selten angewendet. Wenn der Großvater z. B. noch zehnmal Säger sagte, ehe er einmal das Wort Uhr gebrauchte, so macht es der Enkel bereits umgekehrt und unterlegt dem alten Worte gewöhnlich auch eine verächtliche Bedeutung. Dieser Abbröckelungsprozeß ist unaufhaltbar; bedauerlicherweise wird er zum großen Teile durch die Schule bewirkt.

Mögen die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, uraltes Sprachgut unbedingter Geringsachtung zu entreißen, den Sammeleifer des Heimatfreundes darauf zu lenken und die Achtung vor dem altehrwürdigen Dialekte zu heben! Hat er sich doch längst als eine unverfügbare Quelle erwiesen, aus der auch die edlere Schriftsprache gern schöpft und sich erlabt.



Ernst Schmid:

Das Grundmännlein.

Nach einer schlesischen Volks Sage.

Heute mochte Ursula nicht in der Sonne sitzen, wenn sie das auch sonst immer tat, denn im Schatten lief zu oft ein Frösteln über ihre bleiche Haut. Nein, heut hockte sie unter dem großen Buschbirnbaum, der zwei Schritte vom Wege entfernt auf dem breiten Felddrain stand und durch sein mächtiges Geäste die sengende Glut abhielt bis auf etliche Strahlenbündel; die malten goldige Lichter auf den grünen Rasen. Ursula hatte die hochgezogenen Knie mit ihren mageren Armen umschlungen und blickte versonnen über das Kesselfeld, allwo das Korn zu bleichen begann. Oben beim Steinberge war ein aufwärts verebbendes welliges Lustgeriesel wie über einem ruhig glotzenden Hirtenfeuer. Wo nur der Philipp heute blieb? Der war doch sonst an so heißen Tagen immer gekommen, im Grundstößlein sein köstliches Krüglein zu füllen, da, wo das Wasser von einer Steinplatte in fingerdickem Strahl eine Stufe tiefer sprang. Wie kams wohl, daß der Junge so braune Wangen hatte? Und warum war er nie krank? Sie mußte immer husten. Im letzten Frühjahr, da wars gar arg gewesen. Nachts hatte sie böß geträumt und dann war sie mit einem

Angstschrei erwacht. Da hatte das Hemdchen an ihrem Leibe geklebt. Ins Bett mochte sie nicht gerne. Müde war sie wohl immer, aber die Träume halt! Einmal bedrängte sie sonderbares Getier und dann waren es wieder menschliche Unholde, die durch Fenster guckten oder sich durch verschlossene Türen hereindrängten. Ein andermal hing sie wieder an wankendem Gemäuer, auf Leitern, deren Sprossen brachen, am Brunnenrande, vor sich die gähnende Tiefe, oder es flutete der Dorfbach herein in Hof und Garten, nichts als Wasser, schmutziges gelbes Lehmwasser ringsum und unter den Füßen schwand der Boden. Merkwürdig, daß der Philipp keine Träume hatte! Ach, da war er ja! Am Grundstößlein bewegte sich das Erlengebüsch, dort füllte der Junge sein Krüglein. Jetzt trat er auf die Wiese. Aber das war ja nicht der Philipp. Ein verhuuzelt Männlein stapfte am Ufer hin, nicht größer als sie selbst, barfuß, mit dünnen Beinchen und schlenkernden Armen. Den großen Schädel bedeckte eine rotgesäumte Mütze und vom Kinn hing ein langer Feuerbart. Den Kain herauf klang's bald wie murmeln des Selbstgespräch, bald wie klagendes Weinen. Und der Schrat hatte einen krummen Rücken, als trüge er eine schwere Last. Ursula wunderte sich, daß sie keine Furcht empfand, auch dann nicht, als der Wichtel wie suchend quer durch den Wiesenstreif zu ihr heraufkeuchte. Der trug ja auch ein Krüglein, aber grau wars — aus Stein. Jetzt reichte er dem Mädchen mit flehender Gebärde, wobei er so seltsam stoßweise ins Leere hineinredete.

„— tragen — immer tragen — keine Ruh — da nimm!“

Ursula starrte in das greisenhafte Antlitz und sah auf der Stirne dicke Schweißtropfen ausbrechen, sah auf das Krüglein, darin Goldmünzen funkelten von wunderlich altmodischer Prägung.

„Ach je — wie schwer! — da nimm! — bringt dir Glück — und mir — ach je — da nimm!“ —

Nun hatte die kleine Hirtin kein Verlangen nach dem Golde, einmal, weil sie dessen Wert noch nicht recht erkannte und zum zweiten das Gleißende nicht so liebte wie andere Kinder ihres Alters. Ihr Blick glitt auch bald von den rotfunkelnden Stückchen ab, blieb jedoch an der Hand haften, die das Krüglein bot. Knotige dürre Finger mit braunfleckigen krallig gebogenen Nägeln. Das Mädchen erschauerte. Lieber hätte es nach einer Kröte gegriffen als nach dieser Hand.

„Da — nimm!“

Ursula sprang auf und wich zurück, bis sie den Stamm des Birnbaumes an ihrem Rücken fühlte. Nun merkte sie erst, daß sie fror. Im selben Augenblick erklang vom Steinberge her ein gezogener Hirtenruf. Der Philipp!

Da war das Männlein mit einem Male verschwunden.

*

Am Abend saß Ursula bei der Milchschüssel, spielte mit dem Löffel, rollte einen Erdapfel nach links, rollte ihn nach rechts, vergaß aufs Essen und vergaß die Umgebung. Ihre Gedanken kreisten um das steinerne Krüglein in der häßlichen Hand, um die rot-randige Mütze auf dem greisen Schädel, um das abgehärmte Gesicht, von dem der Schweiß rann. In ihren Ohren war noch immer der hohe Klang des ängstlichen Gestammels. Jetzt ließ sie ihren Löffel auf das Tischtuch fallen.

„Morgen mag ich nicht austreiben,“ stieß sie plötzlich hervor. „Hannes kann.“

Der Domes-Meier kaute seinen Bissen, schluckte einen Löffel Milch dazu und noch einen. Er war an eigenwillige Neußerungen des kränklichen Kindes gewöhnt.

„Hannes muß mit in die Wiesen“, sagte er mit Bestimmtheit. „Die Schafe muß du hüten!“

„Ich fürcht mich aber,“ die Stimme klang fast weinerlich.

Der Bauer wurde unwillig.

„Bei hellichem Tage wird dich der Pöpelmann nicht nehmen.“

Das Mädchen sah hinüber nach der Mutter, sah in ihre kühlen grauen Augen und wußte, daß ihr niemand Glauben schenken, niemand helfen würde. Da sprach sie den Abend kein Wort mehr. Als der Vater das Licht verlöscht hatte, tanzten farbige Ringe in der Finsternis, wuchsen ins Riesenhafte, schrumpften zusammen, ballten sich zu allerhand Fragen, zu schrecklichem Spuk, zu irrsinniger Wirrsal, darin goldene Münzen wie Sonnen aufgingen und wieder verschwanden. Da nimm! Da nimm! — Bringt — dir — — Glück — — —

*

Ruhig grasten die Schaf auf den Hutweiden am Grundloß. Ursula hatte eine Rute vom Erlenbusch gebrochen. Damit trieb sie den Widder abseits, der keinen rechten Frieden halten mochte. Unwillig ob der Störung seines Beginns warf der den Kopf im Weiterhoppeln nach der Seite, wobei er trokend nach der Hirtin äugte. Dann erklimm er den Feldrain, der den alten Birnbaum trug. Nach-

blickend gewahrte Ursula plötzlich das Männlein an der nämlichen Stelle, von der es Tags vorher verschwunden war, den Schrat in seiner erbarmungswürdigen Bedrücktheit. Das Krüglein zog, als wärs eine Zentnerlast. Da wog das Gold denn gar so schwer? Und da waren auch wieder die Klageklänge.

„Das Gold — hätts nicht gebraucht — o je — das Gold —“

Taumelnd stieg vom Raine herab.

„Nimm — das da — ist dein — ja ja — ist dein.“

Ursula brachte ihre Augen nicht weg von des Wichtels grauenhaft verzerrtem Antlitz mit den tiefen Furchen, den bebenden Lippen und den grauisigen Augenhöhlen. Konnte man da nicht durchsehen wie bei den Astlöchern im Scheunentor?

„Willst nicht — magst nicht — fürchtest dich — ach je — morgen zum letztenmal — bring den Vater mit.“

Wie von einem Peitschenhieb getroffen, zuckte er bei diesem Wort zusammen.

„— aber nicht reden — bring die Mutter!“ Abermals wand er sich in Schmerzen.

Das Mädchen verkrampte, von Angstschauer gepeinigt, die Finger. Laute rangen sich von den blassen Lippen.

„Vater unser, der du bist in dem Himmel —“

Der Platz war leer. Ursula hatte kalte Schweißtropfen auf der Stirn.

*

Im Ausgedingstübel lebte die Urgroßmutter, fast neunzigjährig, ein Leben zwischen Ofen und Bett. Zweimal schon war sie tot-gefagt worden im Dorfe beim Wimmern der Sterbeglocke, aber beide Male war der Tod an ihr vorübergegangen und hatte anderswo zugegriffen. Die alte Domes-Klara hatte ein schwaches Augenlicht, hörte nicht mehr gut, stand schon recht unsicher auf den Füßen und oft ließen sie ihre Gedanken im Stich. Dann schwakte sie wohl Dinge, daraus kein Mensch klug zu werden vermochte, lachte und sang, als wär sie ein Mädchen, das zum Tanze wollte. Und sonderbar! So nahe sie dem Grabe war, vom Sterben sprach sie nie. Gewöhnlich lag sie schon, wenn Ursula mit der Abendmilk überkam. Heute döselte sie bereits in ihrem leichten Schlummer. Das Mädchen stellte das Milchkrüglein aufs Wandbrett und griff hastig nach der Schlafenden Hand.

„Ihr müßt mir helfen!“

„Was willst du?“

„Helfen müßt ihr. Die Mutter glaubts nicht. Und er ist doch heut wieder dagewesen. Ein Krüglein soll ich nehmen, da sind lauter Goldstücke drinnen.“

Die Alte setzte sich im Bette auf.

„Gold? Ja ein golden Kettlein hab ich. Wir hatten Hochzeit und der Meine hat mirs geben.“

„Nein Großmutter, beim Grundstoß draußen ist ein Männlein gekommen, so groß wie ich und alt, so sehr alt, mit einer Mütze rot eingefast.“

Jetzt schüttelte die Greisin den Kopf.

„Mein Kind, das verstehst du nicht. Alt war mein Lepold nicht und tanzen hat er können, heidi —“

„Ach den mein ich ja nicht,“ schrie Ursula. „Ein Wichtel, der war auf einmal da und war wieder weg, wie ich angefangen hab zu beten.“

„War da — war weg — ja ja — der Lepold — Beten müßt für seine Seel. Wirds brauchen — hat selber zu oft drauf vergessen — ja ja.“

Das Mädchen sprang auf. Da war keine Hilfe heut. Die Großmutter ließ sich nicht abbringen von ihrem Lepold. Aber der Philipp würde Rat wissen. Der fürchtete sich nicht und hatte immer so geschickte Einfälle. Ursula ließ aus dem Stübchen. Es war noch Zeit bis zum Abendessen. Sie rannte über Hof und Garten die Dorfstraße hinauf.

*

Am folgenden Tage hatte Hannes die Schafe auf die Hut treiben müssen, denn Ursula war im Bette geblieben. Er dehnte sich faul im Schatten des Buschbirnbaumes, schob die Hände unter den Kopf, zog die Füße zu sich heran, betrachtete bald die Löcher in seiner Hose, bald die Wolken, die sich droben immer dunkler und drohender ballten. Er meinte, es würde ein Wetter geben und dachte an das schöne Heu in den Wiesen. Der Vater hätte es lieber am Vormittag einfahren sollen. Aber mit der dummen Trine! Hannes glaubte nicht an ihr Kranksein heute. Die andern eigentlich auch nicht. Was sie eigentlich wollte mit ihrem Geschwätz von dem Dingsda? Er sah niemand und hörte niemand. Oder doch? Rief da nicht jemand seinen Namen? Flink war der lange Junge auf den Beinen. Richtig!

„Hannes! — Hannes, sollst eintreiben!“

„Die Ursula!“

Da kam sie den Weg herauf, bleich wie immer, nach Luft ringend.

„Sollst bald eintreiben! Der Vater will auf die Wiesen ums Heu.“

Rasch war die Herde beisammen. Da grollte über dem Steinberg oben der erste Donner. Hannes sah erschrocken ins Gewölk, besann sich einen Augenblick, dann machte er lange Beine und lief, was er konnte, talwärts.

„Hannes! — Hannes!“ schrie Ursula. Doch der hörte nicht mehr. Bald war er bei der Wegbiegung verschwunden. Neben ihr rauschte der Erlensbusch unter den zausenden Luftstößen des Unwetters, verschlungen ward das leise Murmeln des Bächleins, ein Sonnenblick brach nochmals grell durch zwischen schweren Wolkenballen, dann schwand das goldene Licht und ein Halbdunkel kroch über das Kesselfeld. Jetzt flammte es über dem Steinberge. Im gleichen Augenblick gewahrte das Mädchen den Wicht, nebenan hinschreitend, gebeugt nach vorn, sodas das Steinkrüglein fast die Erde berührte.

„Kann nimmer — hilf — ach hilf!“

Das Wimmern erstarb im grollenden Donner. Ursula hastete weiter, sie lief. Das Männlein hing wie ein Schatten an ihr, immer bemüht, das Gold ihr aufzudrängen. Beide Hände umkrallten das steinerne Gefäß, hoben es gegen das todblasse Kind, scheinbar mit letzter Kraft, dann brachen die Knie. Wie ein getretener Wurm krümmte sich der Huzel auf der Erde, eine Sekunde lang, und schnellte wieder empor, als wäre er in glühende Kohlen gefallen. Ein roter Blick zackte zur Erde.

„Nimm das Gold!“

Nur weiter! Heim! Der Weg bog rechts von Grundstoß ab. Dem Mädchen rann der Schweiß.

„Da nimm!“ Das klang schon hinter ihm. Große Regentropfen klatschten auf die Steine, im Geleise hüpfte ein Eiskorn.

„Da nimm!“ Die Stimme blieb drüben am Grundwasser. Ursula wandte den Kopf. Neben den Erlen stapfte der Schrat drei Schritte hin, drei Schritte zurück und schob hierauf sein brethast Körperlein hinter die sturmgepeitschten Zweige.

*

Es war Herbst geworden. Der Wind segte längst über Stoppelfelder und die braunen Sturzäcker, riß in den Baumkronen am Geäst und nahm die gelben Blätter. Eines Tages wimmerte das Sterbeglücklein. Wieder einmal währte man die alte Domes-Klara unter den Loten. Die aber saß noch immer in ihrem Bett, mit ihren Knochenfingern die Zudecke abtastend. Sie nickte. Sie redete auch manchmal, ob schon niemand sonst im Stübchen war. So hatte es sein müssen. Das

Grundmännlein, das war eine arme Seel. Das war schon einmal gekommen vor vielen, vielen Jahren. Auch zu einem Mädchen und hatte ihm wollen das Krüglein geben mit dem Gold, denn das war unrecht Gut. Und die arme Seel konnte keine Ruhe finden, bis ein unschuldig Kind den Schatz an sich genommen. Damals hatte das Mädchen auch sterben müssen. Das Grundmännlein hatten sie noch lange Zeit nachher jammern und klagen hören. Gerade wie diesen Sommer. Die schmalen Lippen der Greisin flüsteren.

„Herr, erbarme dich der armen Seelen im Fegfeuer! — — — — —“

Drei Tage später trugen sie die stille, blasse Ursula im silberweißen Särglein auf den Friedhof.



Jakob Schaffner:

Der Luftballon.

Max Lempke ist einer der nicht zu seltenen Menschen mit dem Trieb zur Höhe und dem Zug zur Tiefe. Er kann sich nicht ändern; so hat ihn das Geschick werden lassen. Und so und so ist ihm vorbestimmt, sich zwischen diesen beiden Richtungen zu bewegen. Sein Verkehr mit dem Trieb zur Höhe ist mangelhaft und fragwürdig, was natürlich einigermaßen auffällt innerhalb eines Volkes und einer Zeit, die so viele wunderbare Beispiele für das Gegenteil bieten. Er betätigt ihn gegenwärtig hauptsächlich als Fassadenkletterer, aber da mit ausgezeichnetem Geschick und auch nicht ganz ohne Geschmack, wie selbst die Polizeiberichte zwischen den Zeilen durchblicken lassen. Weniger ist er aktuell oder aktiv mit dem Zug zur Tiefe beschäftigt. Er bildet für ihn keinen Gegenstand für Erwägungen oder Bemühungen, da er seit seiner Kindheit von der Tiefe überhaupt noch nie recht losgekommen ist und auch keinen Begriff hat, wie das zu bewerkstelligen wäre. Einßtweilen besteht auch kein Grund dazu. Seine Mutter hat fremder Leute Wäsche gewaschen. Sein Vater war gewesen wie er — mit dem Trieb zur Höhe und dem Zug zur Tiefe, in welcher letzterer er dann auch irgendwo, niemand kennt den Ort, die näheren Umstände, geendigt hat. Max könnte nicht sagen, von welchem der beiden ihm das Andenken lieber wäre. Bei guter Laune denkt er allerdings wenig an sie, aber wenn er melancholisch ist, grübelt er manchmal lange und tief-sinnig über seine Erzeuger nach.

Denn ähnlich doppelsinnig wie mit seiner Richtung sieht es mit seiner innerlichen Stimmung aus. Er scheint ein unternehmender Mann zu sein und hat ständig mit Kleinmut und Zweifeln zu tun, ja, er ist ein richtiger Melancholiker mit tiefem Blick und mit skeptischen Auffassungen, obwohl ihn die Mädchen als flotten Tänzer schätzen, und er als ulkiger Geschichtenerzähler einen gewissen Ruf hat. Ferner ist er in hohem Grad mit dem besondern Berliner Witz begabt, der ebensoviel Grazie wie Schicksalsvorgefühl enthält, und dessen Ironie sich stets genau so gegen den Besitzer wie gegen die anderen wendet, sonst hat er nicht die richtige Farbe. Körperlich gehört er kaum zu den starken Leuten, dafür hat er zuviel schwarzen Kaffee statt Milch in seiner zarten Kindheit zu schlucken bekommen. Er ist ein mittelgroßer, ziemlich schwächlicher Bursche vom brünetten Schlag, mit langen Händen und schwarzen Augen, und von seinem dunklen Schopf trägt er immer eine Strähne in die Stirn gekämmt.

An einem warmen, wenn auch nicht hellen Septembertag tritt er auf die Straße und geht weder lustig noch traurig dem Alexanderplatz zu, um zu sehen, wo er notwendig, nützlich oder wenigstens angenehm sein könnte. Zum hundertsten Male mißt er mit den Augen die Fassade des Kaufhauses Tiez — nicht aus räuberischen Absichten, sondern einfach so, dem Sport zuliebe, aus Freude an Möglichkeiten, aus Tätigkeitsdrang. „Ich, wenn ich in jeordnete Verhältnisse gekommen wäre, ich hätte eenen fleißigen Arbeiter abgeben, eifrig und unermüdet, dadruß kannste List nehmen!“ pflegte er vor sich zu sagen. Vorsichtig blickt er nach den Grünen aus, denen er bis heute noch nicht in die Hände gefallen ist. Zusammenstöße hat er schon gehabt, aber bis jetzt ist es ihm immer gelungen, sich mit einer gewissen Eleganz herauszuziehen. Uebrigens ist nach seiner Auffassung das Leben ein einziger schwerer Zusammenstoß — er weiß nicht recht, mit welcher Macht; die besondern Fälle darf man nicht zu tragisch nehmen. „Immer ist Umsicht und Sachlichkeit am Plage. Und immer mit Ruhe, wenn man solche Behörden wie die Weltordnung und die heehere Gerechtigkeit sich jejenüber hat.“ Es ist nachmittag. Immer Konturen studierend, Physiognomien abschätzend und Figuren auf Wohlstand und Bedeutung mit den Augen wägend, kommt er in die innere Stadt. In den Straßen herrscht Leben. Reichbesetzte Schaufenster prangen mit ihren Auslagen. Man schaut, flaniert, stößt und läßt sich stoßen. Herren und Damen, Mädchen, Burschen, alte

Bummler und neue Schutzleute, feine Fräuleins und kleine Fischerinnen: alles quirlt zufällig und treibend durcheinander. „Komisch!“ denkt er halb träumerisch. „Und wat for eenen Sinn wird det allens nu schon haben?“ Zu einer Antwort vermiszt er sich nicht; selbst die Frage hat keinen herausfordernden oder auch nur spöttischen Charakter. Aber wie er so steht und sich wundert, bildet sich auf der andern Seite ein Auslauf. Lempke kreuzt die Straßenbahnschienen um ebenfalls zu sehen. Nun, was solls sein? Einem Kind ist der Luftballon entglitten. Droben steht er in der Höhe des zweiten Stockwerks und stößt immer von unten mit rotem Kopf gegen einen Balkon. Und drunten steht das Kind und brüllt, als ob es am Messer stecke. Es ist ein Junge, und er will sich nicht trösten lassen, weist Schokolade und Apfelsinen zornmütig von sich, verweigert die Entgegennahme eines Ersatzballons, will und verlangt nichts als diesen einen, einzigen, entflohenen leuchtenden Traum, der sein war und nach Gott und Recht noch ist, und der wieder mit ihm vereinigt werden soll, jetzt, sofort, unbedingt.

Lempke denkt wieder: „Komisch!“ Der Jammer macht ihm Eindruck. Der Bengel ist ein Absolutist. Er tritt noch etwas näher. „Na, Sungeken, möchste denn dett ich dir det blanke Ding wieder verschaffe?“ spricht er mit leicht verlegenem Lächeln das Kind an. Das stoppt auf einen Augenblick sein Gezeter, mißt erstaunt den Fremden mit den verplärrten Augen und röhrst gleich bitter enttäuscht wieder los. Lempke hat mißfallen; daran ist nicht zu zweifeln. „Bata soll kommen! Telephonier ihm ins Geschäft. Wertheim hat Telephen!“ Ein schrecklich verzogener Range, aber nicht einmal unsympathisch, wie Max feststellt. Und für die Mutter, die ratlos lachend dabeisteht, könnte man direkt etwas übrig haben. „Na, dann wollen wir doch mal annehmen, dett ich der Bata bin,“ schlägt Lempke vor. „Verzeihung, gnädige Frau, natürlich bloß pro forma.“ Er zieht den Hut, macht eine galante Verbeugung, und alles lacht. Auch die Frau nimmt nichts übel, aber sie begreift noch nicht, was er will. Inzwischen legt er Hut, Stöckchen und Rock aufs Pflaster. Im nächsten Augenblick schwingt er sich rüstig an der Dachrinne auf den ersten Vorsprung. Es wird still. Den wenigsten erscheint das Unternehmen aussichtsreich. Aber ober angekommen, geht er wider alles Erwarten zum Pflaster hinüber, der ihm einen weiteren Aufstieg zum Gesims ermöglicht. Anerkennend wird gemurmelt. Jetzt angelt er nach der Schnur des Ballons. Noch steht er

zu weit links. „Also ausgeschlossen!“ sagt ein Baß. Niemand antwortet. Da kriegt er einen steinernen Herkules am Bein zu fassen. Ein Ruck, und er schwebt wie ein Vogel über dem Pflaster. Damit hat er auch den Bindfaden. Den nimmt er zwischen die Zähne, und so turnt er elegant zu seinem letztvorigen Standort herüber. Alles sieht leicht und einfach aus, aber jeder andere wäre als zerschmetterter Reporterbericht auf dem Pflaster liegen geblieben.

Mund und Augen offen, mit selbstvergessen laufender Nase, hat der Bengel jede Bewegung des wagemutigen Mannes verfolgt. Nun packt er aufgeregt seine Mutter bei der Hand. „Er hat ihn!“ flüstert er ihr zu. „Was sagit du jetzt?“ Seine Augen glänzen. Er feiert einen Sieg. Der Baß sagt halblaut: „Nanu, das ist doch der richtige Fassadenkletterer!“ Es wird nur wenig gelacht. Alles wartet. Der Rückzug ist noch bedeutend schwieriger als der Aufstieg. In der Straße rattern die elektrischen Wagen vorbei. Autos fauchen tutend oder trillernd an rumpelnden Lastwagen vorüber. Zum Publikum tritt eine Polizeipatrouille von zwei Mann und sieht ebenfalls zu. Umsichtig überwindet Max die letzte gefährliche Ecke. Jetzt steht er wieder auf der festen Erde, und ein beifälliges Geschnatter bricht los.

Mit glühenden Backen und brennenden Augen, die schon gar nichts mehr sehen, nimmt der Junge den Luftballon entgegen. Es ist eine große bekannte Firma darauf gedruckt, bei der die junge Mutter etwas eingekauft hat. Der Junge zeigt sich plötzlich von der schüchternen Seite und scheint furchtbar stolz auf seinen Nothelfer zu sein. Die Dame ist still geworden. Sie steht und schaut und weiß sichtlich nicht recht, auf welche Weise sie ihm danken soll, denn so ganz klar sieht er ja nicht aus mit seiner brüchigen Weltmannschert. Der Junge wartet ungeheuer gespannt auf ihr erstes Wort zu ihm, und betrachtet ihn schon darauf hin. Lempke läßt es nicht darauf ankommen. „Gnädige Frau, es war mir ein Vergnügen,“ sagt er mit einer galanten Verbeugung. „Aber ohne die kindliche Bejisterung hätte ichs nich jeschafft. Ja, ja, Kinder sinn Ideale —!“ Dazu nickte er dem Jungen brüderlich und gutmütig zu, daß sie ihm nun doch plötzlich die schmale Hand reicht. „Haben Sie herzlichen Dank,“ bemerkt sie frisch und fast ein wenig zu ernst vor lauter Aufmerksamkeit. „Das hat der Bengel ja nicht verdient. Er ist ganz selber daran schuld, daß ihm der Luftballon weggeflogen ist.“

Die Umstehenden lächeln. Die Herbstsonne in der Höhe lächelt. Die alten grauen Geschäftshäuser lächeln. „O, bitte,“ sagte Lempke begütigend, „wir kommen ja auch einmal gut weg.“ Das hat er ganz leise, nur für sie verständlich, erwidert, und jetzt lächelt auch sie. Es ist ein ermutigendes, schwesterliches Lächeln, mit dem er schon etwas machen kann, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat. Aber er hält sich nicht weiter auf, sondern wendet sich nach seinen Sachen, die er rasch anzieht. Ihm ist nicht mehr ganz wohl in der großen Versammlung, auch hat er mit einem unauffälligen Seitenblick die beiden Grünen gesehen. Sobald er den runden Hut auf hat, wendet er sich der Dame zu, um ihn mit einer schicken Handbewegung noch einmal abzunehmen. „Es hat mich sehr gefreut, gnädige Frau.“ Einen Augenblick schwebt der Hut seitwärts neben dem Kopf mit dem glattgebürsteten Scheitel, dann nimmt er seinen Platz wieder ein. „Wenn ich vielleicht bitten dürfte!“ sagt Max ein bißchen spöttlich zu den Leuten, die immer noch keinen Raum geben wollen. Jetzt weichen sie langsam, und Lempke geht nicht so hastig, aber auch nicht zu langsam durch den Kreis. Den Ausgang hat er da gewählt, wo die Grünen nicht stehen. Die Zusammenrottung verläuft sich. Ein hübsches Abenteuer ist wieder gewesen. „Komisch,“ denkt Max im Weitererschreiten. „Wat for verschiedene Menschen det doch jieht! Und wat manchmal dazu jehheert, deet man zusammen kommt. Irgend jowat wie eene heehere Jerechtigkeit schein da doch zu walten.“ Er hat noch das Gefühl von dem ziemlich festen, klaren Händedruck der jungen Frau in den Fingern, und den Klang ihrer Stimme in den Ohren, einer Stimme, die ganz mit sich im Reinen und ihrer Dinge gewiß ist. Max ist keines Dinges gewiß. Ihm ist wunderbar. Ein leiser, zweifelnder Seufzer entfährt ihm, und er fühlt, daß sich ihm eine Nachdenklichkeit nähert. Er kennt das. Geduldig ergibt er sich darein, und ist jetzt nur darauf bedacht, einen stillen Ort aufzusuchen, um sich ihr in aller Gründlichkeit hinzugeben.

Über zwei Minuten später sieht schon wieder alles anders aus. Da befindet er sich — nicht einmal übermäßig erstaunt — zwischen zwei grünen Polizisten, die ihn ohne viel Aufhebens, aber mit aller Entschiedenheit aufzofordern, sie zu begleiten. Es hatte jemand hinter ihm gerufen: „He, Maxe! Lempke! Dreh dir mal um, Menschenskind, und loof

nich so, wenn man mit dir sprechen will!“ Und er ist so dumm gewesen, stehen zu bleiben und sich umzudrehen, um mit seiner dümmlichsten Physiognomie in ein lachendes und ein viferendes Schupogeficht zu gucken. „Sieh mal an,“ denkt er noch halb versonnen und berits von der ersten Behmut überschattet: „Man soll doch nicht sagen, dett man ein so bekannter Mann is. — Na, dann leb wohl, schöne Freiheit, bis aufs Wiedersehen in einem Jährchen oder so.“ Einsichtig fügt er sich in die Vorschläge der beiden andern jungen Leute, von denen keiner älter ist als er selber, „Komisch. Ich bin doch een Staatsbirjer, een Steuerzahler, und muß mir von meine eigenen Anjestellten vahaften lassen!“ Eine kleine ausbrecherische Anwandlung, die ihn gewohnheitsmäßig besliegt, bringt er mit einem Blick auf ihre schwere Bewaffnung zur Ruhe. „Valeichte später!“ denkt er, während seine Augen schon etwas aufmerkamer, aber immer noch nicht ganz von ihrer Versunkenheit befreit Wahrnehmungen zu machen beginnen. Das Verhängnis nimmt genau den Weg mit ihm zurück, den er hergekommen ist. Da ist wieder die Stelle, wo er dem brüllenden Knaben Emil den Luftballon gerettet und sich einen Dank aus schönem Mund verdient hat. „Hatte ich nich wat jesacht von heeherer Jerechtigkeit? Na, die is inzwischen schon gewachsen. Wer weef, wie hoch die noch steigen wird.“ Heimlich schießt er hinüber. „Ob sie mir nu ooch in dieie Jesellschaft zu sehen bekommt?“ Ganz fremde Menschen hasten vorbei. Er wird natürlich viel bemerkt, aber keiner von diesen Leuten hat ihn in seinem Leben je gesehen. Ein wenig atmet er auf, aber schon senkt sich ihm ein neuer leiser Druck aufs Gemüt. Nichts ist ihm geblieben als ein fragender und halb lachender Frauenblick aus der andern Welt. „Na, Junge wir sind doch hoffentlich nicht auf dummen Wegen?“ schien er zu sagen. „Nehmen wir mal an, daß es nicht zu schlimm kommen wird!“ Richtig träumerisch wird ihm wieder zu Mute. Er fühlt einen zunehmenden Drang, sich seiner Nachdenklichkeit hinzugeben, aber daran hindern ihn diese uniformierten Bursche, die ihn genau dahin schleppen, wohin er nicht will. „Und dabei soll een Mensch nachdenken!“ Leise beginnt er sich zu ärgern. Den Menschen, die halb neugierig, halb mitleidig nach ihm sehen, macht er ein gelangweiltes und hochmütiges Geficht. Beinahe ein bißchen aristokratisch sieht er jetzt aus.

(Schluß folgt.)